

ZU FUSS NACH BUOCHS

Zu Fuss nach Buochs geht heutzutage sozusagen kein Mensch mehr. Wer zeitgemäss ist, und dies will jeder sein, tut dergleichen, als hätte er keine Zeit, oder vielleicht hat er zuweilen auch wirklich keine, und also kauft er sich ein Auto oder wenigstens ein Velo. Und wer weder das eine noch das andere hat, kennt sicher einen guten Freund, der das eine oder andere besitzt, und wäre es auch ein Jeep. Und wer nicht einmal einen solchen guten Freund hat, für den wartet das Eidgenössische Postauto am alten Dorf-
ausgang von Stans. Ist aber einer doch so verschwenderisch und nimmt er sich, den 999 Landsleuten, die keine Zeit haben, zum Trotz, genügend Zeit, um zu Fuss nach Buochs zu spazieren, so trifft man ihn sicher nicht auf der Landstrasse, sondern etwa auf dem Damm des Aawassers oder auf dem Ennerberg. Denn nimmt er sich schon Zeit, so nimmt er sie im Überfluss und geht also nicht den schnurgeraden, nächsten Weg.

Aber vor wenig mehr als einem Menschenalter war es anders. Da ging man nicht nur im Frühling, wenn auf dem Ried die Blumen blühten und die Gräser sprossen, am kühlen, frühen Morgen, der bärtige Kreuzträger voran, und dann zu zwei und zwei die Kinder und schliesslich die Erwachsenen, nach Buochs wallfahren – wobei es dahin gestellt sein mag, ob man eher aus Frömmigkeit wallfahrtete oder weil man dann nicht in die Schule musste und weil in Buochs oben im Dorf am Bach der Bäckermeister nach dem Gottesdienst so gute Weggli feilhielt. Auch während des Jahres musste man des

öftern die als langweilig und allzu gerade verrufene Strasse nach Buochs zu Fuss gehen. Im Postwagen hatten nämlich bloss ihrer sechs Reisende bequem Platz und, waren es mehr, so sassen sie einander beinahe auf dem Schoss. Dies kann man heute noch ausprobieren, denn der Wagenkasten steht als eine Art Lusthäuschen in einem Garten in Stans und freut sich seiner Altersruhe. Und dann fuhr die Post, in deren Passagierliste man seinen Namen auf dem Postamt feierlich einschreiben zu lassen hatte, bloss drei oder vier Mal im Tag. Und da es sich der jungen Beine wegen auch nicht schickte, jede Woche zu einem Fuhrhalter zu springen, so ging man eben zu Fuss, wenn man rasch einen Besuch in Buochs zu machen hatte oder aufs Schiff musste.

Wenn nun gesagt wird, am schönsten seien diese Märsche jeweils im Spätherbst gewesen, zur Zeit, da der Bodennebel lag oder die Regenwolken bis ins Tal hinunterhingen, so schütteln die heutigen klugen Leute über eine solche Ansicht in ganz gleicher Weise die Köpfe, wie es seinerzeit ihre Grossväter getan haben, die fanden, solche Regen-Spaziergänge seien ein Spleen (in der damaligen Sprache gesagt) oder eine Narretei (auf gut deutsch). Aber man tat es dennoch. Mit dem Schirm in der Hand zog man aus und überschritt die Dorfgrenze, die durch das Geleise der Engelbergerbahn gebildet wurde. Traf man etwa, einige Schritte weiter, vor der Tür zum Garten der Breiten mit seinem schönen Baumbestand, auf den hastigen Staatsarchivar Dr. Robert Durrer, so schimpfte er sicher über das grässliche Wetter, und man musste ihm beim Schimpfen helfen, trotzdem man sich gerade dieses Wetter zu einem besondern Genuss ausgelesen hatte. Man wurde aber gleich be-

straft für dieses heuchlerische Gerede. Denn siehe da: jetzt hatten sie wahrhaftig im November schon den rauhen Schotter aus dem Bett der Aa auf die Strasse geschüttet, welche blöde Tätigkeit Strassenunterhalt geheissen wurde! Fast bis zu den Weissdornhecken rechts und links ging dieses Geschiebe, und nur ein schmaler unbesteinter Streifen blieb dort frei, in den sich nun die Fussgänger und Velofahrer teilen mussten; und kamen sie sich entgegen, gab es ein langes Hin- und Herraten, wer in die Steine hinein ausweichen müsse, denn es war in jenen Zeiten der Verkehrsfreiheit noch nicht über jeden Zweifel erhaben, ob der auch immer recht hat, der von rechts kommt.

So geht man also der Dornhecke entlang gegen den Mettenweg zu. Da kommt einem auf der andern Seite der Strasse, gerade dort, wo der Fussweg zum schlichten, steinernen Helgenstöckli und dann zum Wechselacher hinüber abzweigt, ein alter Mann entgegen, graubärtig, breitschultrig, mehr gebeugt von der Last der Arbeit als von der Last der Jahre, und man sieht es sofort: dies ist einer, der auf festem Boden steht und weiss, was die Zeit geschlagen hat. Und hinter ihm kommt mit struppigem Haar und zugekniffenen Augen sein Knecht, der Sepp. Denn es ist der Chaspmigi Niederberger, und er nimmt den Gruss freundlich entgegen, den man ihm bietet, und tut gar nicht verwundert, dass man bei diesem Wetter auf der Strasse ist.

Aber kaum sind wir am Mettenweg-Haus vorbei, ist es wieder still auf der Strasse. Sogar von den drei Zimmermann-Buben im Haus rechts ist keiner zu sehen, und um das Waisenhaus herum zur linken Seite ist es still, und nur aus der Holzhütte hört man

Axtschläge. Was soll man auch anderes tun an diesem trübseligen Novembernachmittag? Zu regnen beginnt es auch noch, und das Dorf bleibt nun endgültig zurück, seit wir am Waisenhaus vorbei sind, das einem immer noch irgendwie zugehörig vorkam der Waisenbuben wegen. Aber nun ist Stans weit weg. – Schnurgerade zieht sich die Strasse zur Rieden hinaus und kein Mensch und kein Fuhrwerk ist zu sehen. So tut man also Schritt für Schritt und denkt an dies und denkt an das, nichts Trübseliges, aber auch nichts Erbauliches, und das feine Geräusch des Regens und der graue Dunst der Wolken hüllen einen ein, als gäbe es nichts anderes auf der weiten Welt.

Und nun stehen wir an der Kreuzstrasse und verlassen auch die Region der Heimwesen und der Obstbäume, und vor uns liegt die längste Strassenstrecke, so lange und so gerade, dass man das Ende nicht einmal sieht. Und sie führt hinaus ins Ried und in die Allmend ohne Haus und ohne Hag – die Weissdornhecken der Strasse nur ausgenommen. Zum Glück hört der Schotter auf, und der Regen lässt auch nach, und der Boden ist angenehm aufgeweicht, nicht kotig und schlammig, aber auch nicht hart und nass, wie der Strassenbelag in fussgängerloser Zeit sein wird! Es lässt sich also leicht und gut auf ihm auschreiten. Dies ist gut so, und wenn man erst der Schule entwachsen ist oder noch drin steckt, kommt es einem auf dieser Strasse mutterseelenallein, weit und breit nicht einmal ein Gaden, geschweige denn ein Haus, und von der Ferne nur das dumpfe Rauschen der Aa, ohne dass man den Fluss aber sieht, doch etwas unheimlich vor.

Kein Haus? Doch, und dies ist eben das Unheimliche oder trägt dazu bei. Zwei Hütten sind es. Etwas

seitab der Strasse links, im freien Feld. Zuerst eine, und dann, etwa tausend Schritte weiter, kommt die zweite. Aber Hütten kann man sie eigentlich nicht nennen, denn bei diesem Wort denkt man an Alphütte oder Holzhütte, und darum hat das Wort etwas Heimeliges und Vertrautes. Sie aber sind unvertraut und fremdartig: vier niedere Mauern ohne Fenster; ein schwachgeneigtes Dach und ein dunkles Loch als Eingang. Und mochte man uns noch so oft sagen, sie seien als Unterstand berechnet für Heuersleute an gewittrigen Sommertagen, sobald wir diese düstern Gemäuer erblickten, und gar an einem so trüben Novembertag, erschienen sie uns viel eher als Unterschlupf für Wegelagerer und Gesindel. Scharf sah man hinüber zu dem dunklen Eingangsloch der ersten Hütte, die so aussah, als hätten die Pfahlbauer sie gebaut, als sie sich von den Seen auf das feste Land zurückzogen und es lernten, zu mauern. Scharf sah man hinüber und dann noch zurück, aber nur kurze Zeit, denn kaum hatte man die erste im Rücken, tauchte schon die zweite mit ihrem schwarzen Eingangsloch auf, und erstaunt wäre man nicht gewesen, wäre etwa ein struppiger Kerl herausgekrochen. Aber immerhin, die Hütten standen nicht geradewegs an der Strasse, und deshalb hätte man sich noch etwas vorsehen können.

Derart hatte man also seine lieben Ängste, wenn man als Kind zu Fuss nach Buochs geschickt wurde. Aber auch später noch, als man sich Mühe gab, seine Frechheit zu zeigen, blieb man gerne bei den drei einsamen Birnbäumen stehen, die auf dieser langen baumlosen Strecke links hart an der Strasse unvermittelt da standen. Denn dies war die Hälfte des Weges, und man durfte also etwas ausschnaufen und

beim Blick zurück und vorwärts auf die beiden Hütten sich der alten Ängste erinnern und in der Erinnerung auch das bisschen Lust mitfühlen, das, wie vielfach in solchen Fällen, noch in der Angst drin steckte. Und ging man dann weiter, fiel einem ein, dass auch das Eienwäldli, das nun in Sicht kam, gelegentlich etwas abenteuerlich und unheimlich war. Schon bevor man dort anlangte, begann es mit Rätseln. Da ging ein Fusspfad von der linken Strassenseite ab, ganz harmlos neben einem kleinen Bächlein, und verschwand nach einer Wendung im Schilf. Der einzige Pfad seit der Kreuzstrasse war es, und wo führte er hin? Öfters hat man ihm nachgeschaut, wie er so harmlos im Ried verschwand, bis man es an einem Sommertag endlich wagte, auf Entdeckungsreise zu gehen; durch das Schilf hindurch, an einzelnen Gebüschen vorbei, in einem Sprung über kleine Bäche, bis einen der neckische Weg nach einigen Wendungen auf einmal allein auf einer Matte stehen liess und selber spurlos verschwand. Da stand man also im saftigen, hohen Gras, und einige Steinwürfe jenseits sah man das Allmendhüsli. Aber da ein Bauer in der Nähe war, wagte man nun nicht, einfach durchs Gras zu laufen, und so blieb nichts anderes übrig, als wieder eine halbe Stunde lang zurück bis zum Eienwäldli.

Eienwäldli? Als Kind glaubt man, dieses Gehölz von zwei oder drei Dutzend Tannen und ganz spärlichem Unterholz bei der Brücke links der Strasse habe etwas mit Eiern zu tun. Aber vergebens suchte man nach Hühnern oder auch nur nach Gevögel. Viel besser hätte der Osterhas hiehergepasst, wenigstens solange man an ihn glaubt. Erst nachdem es nicht mehr da ist, weiss man, dass es eigentlich ein Auenwald ge-

wesen wäre, wie solche zu einem anständigen Fluss gehören. Unheimlich aber erschien er einem nicht seines Namens wegen und auch nicht darum, weil man hier auf dem Heimmarsch, wenigstens an einem romantischen Ort, noch dazu kam, das zu tun, was man bei einer verregneten Bergwanderung nicht hatte tun können, nämlich das Abkochen. Die Geschwister Hess hatten es darin zu einer ganz besonderen Meisterschaft gebracht. So trefflich verstanden sie es, dass man am Schlusse doch wieder versöhnt war, wenn man sich zuerst geärgert hatte, hier auf Maggi-Suppe und ein-rappige Kröpfli zu warten, da man doch in einer guten halben Stunde zu Hause am gedeckten Tisch hätte sitzen können.

Aber selbstverständlich war dieses Abkochen und Warten nichts Unheimliches, und es kam dies auch nicht an einem so regnerischen Novembertag vor, an dem wir jetzt zu Fuss nach Buochs gehen. Allein rascher beginnt das Herz eines Schulknaben zu pochen, wenn er nun das Eienwäldli auftauchen sieht, und dort ist an der ersten Tanne ein magerer scheckiger Klepper angebunden, und nicht weit von ihm steht der mit einer schmutzigen Blache bedeckte Beckeliträger-Wagen, und um ihn tummeln sich Mann und Frau und Kind. Sind es vielleicht gar Zigeuner? Und hat man nicht in der Schule, also an einem Ort, wo man zum Fürwahrhalten verpflichtet ist, gesagt, dass die Zigeuner Kinder stehlen? Dies sind Fragen, die einem Kind zu schaffen geben. Es ist also ganz gut, dass an diesem Spätherbstnachmittag, wo es bereits etwas zu dämmern beginnt, kein solcher Wagen unter den Tannen zu sehen ist. Und tröstlich ist es, dass auf der Strassenrampe, die in einem Viertelkreis von der Fadenbrücke herwärts hinunterführt,

eine wohlbekannte Gestalt behende daherschreitet. Schwarz der mächtige Schlapphut, mit Goldrand die Brille, grau der Vollbart, dunkelgrau der lange Rock und kräftig der Schirm, den er schlenkert, so kommt er zu Fuss von Buochs nach Stans, der alte Landammann Jakob Wyrsh. Zum wievielten Mal? Zum tausendsten Mal? Vielleicht heute schon mehr, aber auf alle Fälle wird dieser rüstige allwöchentliche Wanderer zwischen Buochs und Stans das zweite Tausend längst hinter sich gelassen haben, wenn er in einigen Jahrzehnten 90 Jahre alt sein wird. Nur der Beckenriederbote, der von Zuben, ist noch auf höhere Zahlen gekommen, denn der musste mit seinem zweirädrigen Stosskarren fast alle Werkstage gehen und, dass das Marschieren gesund erhält, zeigte sich auch an ihm, denn er ist uralt gewesen, als er starb. So kommt er also daher, der Landammann, und erwidert den Gruss, und in seiner Gegenwart hätte sich auch ein furchtsamer Bube sicher gefühlt, selbst wenn unter jeder Tanne des Eienwäldli ein Zigeunerwagen gestanden wäre, wie es in einem Menschenalter auf den Camping-Plätzen aussehen wird, nur fehlen dann die Rosse, und die Wagen haben Gummi-Räder, und anstatt Zigeuner sind es Döcker und Bankdirektoren.

Frohgemut geht man also durch die gedeckte Fadenbrücke und hört die Aa drunter tosen. Und am andern Brückenkopf stellt man sich ans Geländer und sieht hinunter, wie das Wasser des Kanals vom Maschinenhaus her so ruhig und sanft daherfließt, fast so, als stünde es still, und gleich nebenan, jenseits des Damms, da stürmen und stürzen die Wellen der Aa unermüdlich voran, wie wenn einer hinter ihnen stünde und immer: vorwärts, vorwärts, peitschte.

Und gleich vor der Brücke macht der Kanal eine Wendung, und nun fliesst sein sanftes, glattes Wasser mit dem wilden, aufgeregten der Aa zusammen. Fliesst es überhaupt zusammen? Hat es einen Sinn, es so zu sagen, als ob dies etwas ganz Selbstverständliches und Simple wäre? Wird es nicht hineingerissen? Oder wird es von den viel schnellern Wellen zurückgestaut? Man könnte ja ein Experiment machen und ein Schiffchen aus Zeitungspapier den Kanal hinunterfahren lassen. Aber das wird einfach am Rechen zurückgehalten, oder es geht unter, sobald es in die Wellen kommt, und so weiss man also wieder nichts. Ist es auch im Leben so, dass das Sanfte und Brave vom Unbändigen und Rücksichtslosen mitgerissen oder zurückgedrängt wird? Muss das Gute dem Bösen unterliegen? Aber ist dies auch gerecht, wenn die Vorsehung es so einrichtet? Man ist nicht umsonst in die Religionslehre gegangen und hat aufgepasst, und deshalb kommen auch einem kleinen Buben solche schwierigen Fragen in den Sinn. Und nicht einmal an einem so stillen, dem Nachdenken förderlichen Novembertag wie heute findet er den leisesten Schimmer einer Antwort. Wüsste er erst, dass er in fünfzig Jahren nicht weiter sein wird!

So geht er also wieder fürbass. Übrigens Fadenbrücke? Faden? Hat er den Namen nicht letzthin gehört? In einem Gespräch zwischen Vater und Mutter, einem halblauten Gespräch, das offenbar nicht für seine Ohren berechnet war. Von einem Kind war die Rede, von einem Findelkind, einem ausgesetzten Kind, das eines Morgens im Gaden gefunden wurde. Woher ist es gekommen? Vom Himmel, vom Stempbach oder vom Glatten Stein in der Ottikon-gasse? Gibt es dies überhaupt, Findelkind? Wie-

derum Fragen für ein junges Gehirn, die ihm genug Aufgaben zum Nachdenken geben, so dass der Knabe erst merkt, dass es wieder zu regnen begonnen hat, als es aus den Nussbäumen längs der Strasse auf ihn niedertropft und trieft. Es ist gut, dass man ennet dem Aawasser sofort merkt: man kehrt wieder in den sichern Bereich der Heimwesen und eines Dorfes zurück. Es ist aber auch gut, dass der Knabe noch viel zu jung ist, als dass er um jenes andere Kind wissen könnte, das, nur eine Viertelstunde näher gegen Buochs, anno 1848, auch an einem Herbsttag, im Mühlemattgraben gefunden wurde. Kein Findelkind war es, der fünfjährige Migili Bali, denn tot war er, und nach sieben Jahren erst erwies es sich, und ringsum in der Schweiz horchte man auf und entrüstete sich, dass er in einem Kornkasten von den eigenen habgierigen Verwandten hingemordet worden war.

Aber als Schulbube weiss man von solchen grausigen Dingen, die in alter, alter Zeit geschahen, noch nichts, und als Jüngling hat man zu viel Freude an der jungen Gegenwart, als dass man dem Getuschel einiger alter Maitli Aufmerksamkeit schenken würde, wenn man sie darüber reden hörte. Man atmet froh und munter auf, wenn nun gegen Buochs zu wieder ein Heimwesen nach dem andern kommt mit Haus und Gaden und da und dort mit Mannenvolk und Frauenvolk. Man freut sich, wenn man im Rücken das fröhliche Geröll der trabenden Postpferde hört und nun von der gelbschwarzen Kutsche überholt wird, der Postillon mit dem Wachshut und dem Radmantel hoch auf dem Bock und das Leitseil fest in der Hand. Und siehe da, der Post entgegen kommt in flottem Trab auch schon ein Einspänner! Und hin-

ter ihm fährt majestätisch langsam, mit einem langen Schweif von üblem Geruch hinterher, ein mächtiger Güllenwagen! Ja man merkt es: Buochs nähert sich und Buochs macht sich! Sie haben zwar nicht recht, aber man kann es begreifen, wenn die Buochser Herren am Abend in der «Krone» oder im «Kreuzgarten» mit einem höhnischen Lächeln vom Kantonshauptort reden.

Unsern im leichten Regen dahinwandernden Knaben ergreift so etwas wie Neid. Besonders, als nun – welch ein Verkehr! – vom Waisenhaus her – auch wieder das Waisenhaus am Eingang zum Dorf! –, als nun ein vierspänniges Holzfuhrwerk in die Landstrasse einschwenkt. Unsern Buben ergreift sogar so etwas wie Grimm, und plötzlich fällt ihm ein: wie wäre es, wenn die Stanser Buben einmal gegen die Buochser Buben kriegten würden? Etwa eine Schlacht auf dem Ennerberg und am Aawasser, dort wo der kleine Fussweg steil hinuntergeht zum verborgenen Wald- und Felsenwinkel, in dem der Kanal abzweigt? Und selbstverständlich dabei siegen würden, denn sonst hätte es ja keinen Sinn! Aber während er noch solch phantastischen Gedanken nachhängt, ist das Holzfuhrwerk vorbei, und nun erblickt er einige Dutzend Schritte vor sich eine hohe Gestalt, ein Rotzüpfenmeitli, das ein mit Paketen übervolles altes Kindschäseli vor sich hinstösst und eben zwischen zwei Häusern hindurch auf den Dorfplatz einbiegt: die Buochserbotin, das Ross Gottes – und in dem Spitznamen, den ihr die boshafte Jugend anhing, wenn sie jeweils ihr Gefährt über die holperige Mürg gegen das Kapuzinerkloster zustiess, klingt noch der nicht zu unterdrückende Respekt nach. Es ist also doch besser, mit den Kriegsplänen zuzuwar-

ten, und sowieso wäre es ja bloss ein Krieg zum Schein.

Inzwischen ist der Bube selber auf dem Dorfplatz angelangt, und er kann den Gedanken nicht verhalten: «Der Platz in Stans ist dann schon viel grösser und schöner», und beinahe hätte er ihn, den Buochsern zum Trotz, laut ausgesprochen. Aber da sieht er gerade vom Theater weg – auch dieses haben sie hier, und zwar in bester Verkehrslage! Und mit den Proben wollen sie sicher jetzt, im Spätherbst schon, beginnen! –, er sieht also quer über den Platz zu seinem Haus hin leutselig und mit grossem Schlapphut den alten Obersten Fuchs marschieren. Da denkt man sich, während man nun seine Kommission ausrichtet: es ist doch besser Frieden halten. Und es fällt einem ein, was einem, der man am Samstag schon begierig auf unsere Wochenzeitungen wartet und aus ihnen schon allerlei gelernt hat, in solchen Fällen angepriesen wurde: Friedlicher Wetteifer! Aber was haben denn Wetten und Eifer mit dem Frieden zu tun? und man schüttelt doch den Kopf. In den Wirtschaften kann man es sehen: wenn mit Eifer gewettet wird, gibt es bald einmal Handel. Also, so schliesst unser Bube: besser so, es soll jedes bleiben, wie es ist!

Eine Auswahl aus den vielen, vor Jahren im «Nidwaldner Volksblatt» und anderswo veröffentlichten Schilderungen von Land und Leuten aus der gewandten Feder des 1980 verstorbenen Arztes und Schriftstellers Jakob Wyrsh. • Vergangene Zeiten werden wieder lebendig in den mit Menschenkenntnis gezeichneten Portraits charaktervoller, origineller, oft auch schrulliger Landsleute in der anschaulichen Beschreibung von Landschaften und Landstrassen Nidwaldens, so wie sie einst waren. Zu lesen sind die unterhaltsamen Beschreibungen auf dem Hintergrund dessen, was einleitend Jakob Wyrsh, Sohn eines Nidwaldners und einer Obwaldnerin, über historische Wurzeln, Landschafts- und Volkscharakter ob und nid dem Wald Wohlüberlegtes zu sagen weiss. • In der gehaltvollen Einführung würdigt Prof. Dr. Peter von Matt, Ordinarius für deutsche Literatur an der Universität Zürich, Jakob Wyrsh, den Schriftsteller. CDW

Mühli-Gusti

Jakob Wyrsh

Jakob Wyrsh

Mühli-Gusti

oder ein Enkel

der Tribunen

